Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340 Omaha, Nebraska

Eastern and Western Representative
HOWARD C. STORY

Des Moines, Ia., Branch Office: 407—6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Nebr., 13. November 1916.

Umgeworfene Präzedentien.

Woodrow Wilson ist nicht allein wiedererwählt worden, er hat nicht nur die wiedervereinigte republikanische Partei besiegt, sondern er kann sich auch verschiedener anderer bemerkenswerter Leistungen rühmen. Er hat mit den alten Präzedentien und Traditionen, auf die selbst die erfahrensten politischen Wetterpropheten ihr Urteil begründeten, dermaßen aufgeräumt, daß man sich für die zukünftigen Wahlen wohl oder übel ganz neue Kriterien wird suchen müssen. Vor allen Dingen ist er der erste demokratische Präsident seit dem Bürgerkriege, dem es vergönnt ist, acht Jahre ohne Unterbrechung das Weiße Haus zu bewohnen. Es ist ihm also gelungen, was selbst Grover Cleveland nicht fertig gebracht hat, der klügste Staatsmann und der charaktervollste Patriot, den die demokratische Partei während eines ganzen Menschenalters hervorgebracht hat. Denn bekanntlich wurde Cleveland, nachdem er seinen ersten Termin erledigt hatte, durch Harrison geschlagen und er mußte vier Jahre warten, ehe das amerikanische Volk ihn abermals an die Spitze der Regierung berief.

Allein noch mehr kann sich Wilson darauf einbilden, daß er das Elektoralvotum des Staates New York seinem Gegner überlassen und dennoch gewählt werden konnte. Als es am Wahlabend feststand, daß der Empirestaat sich mit einer gewaltigen Mehrheit für das republikanische Ticket entschieden und mit seiner riesigen politischen Zentrifugalkraft auch verschiedene Nachbarstaaten, darunter des Präsidenten eigenen Staat, New Jersey, mitgerissen hatte, da warfen die größten demokratischen Zeitungen bekanntlich die Flinte ins Korn und gaben die Erwählung des Richter Hughes zu. Der Gedanke, daß der Westen den Präsidenten noch retten könne, scheint ihnen gar nicht gekommen zu sein. So tief und so fest hatte bei ihnen der Glaube oder vielmehr der Aberglaube Wurzel geschlagen, daß die Union so gehe, wie ihr größter Staat gehe. Und ihr Irrtum war ein durchaus verzeihlicher. Das ganze Land teilte ihn. Denn tatsächlich war bis dahin mit höchstens einer Ausnahme bisher noch kein Präsident ohne das Elektoralvotum von New York gewählt worden. Die eine Ausnahme bildete der Wahlkampf zwischen Tilden und Hayes, in welchem Tilden, selbst ein Bürger des Empirestaates, dort siegte, aber trotzdem nicht ins Weiße Haus kam, weil das Elektoralkollegium Hayes für gewählt erklärte oder, wie jeder gesinnungstüchtige Demokrat heute noch behauptet, „hineinzählte". In einer Beziehung ist New York seinen Traditionen auch diesmal treu geblieben. Der Staat hat noch nie einem Präsidentschaftskandidaten, der ein Bürger von New York war, sein Elektoralvotum vorenthalten. Auch Hughes hat dasselbe bekommen, aber es hat ihn nicht zu retten vermocht. Grover Cleveland hat es seinerzeit in der berühmten Konvention in Chicago fertig gebracht, die demokratische Nomination zu erringen, obwohl die demokratische Organisation seines eigenen Staates, Hill an der Spitze, ihm aufs bitterste opponierte. Das war aber nichts im Vergleich mit dem, was Woodrow Wilson geglückt ist, nämlich in New York zu verlieren und im Lande zu siegen.

Wollen keine allgemeine Wehrpflicht.

Die australische Regierung hat soeben eine gesalzene Niederlage in einer Volksabstimmung erlitten. Mit 723,000 gegen 637,000 Stimmen ist der Antrag, die allgemeine Wehrpflicht dort einzuführen, vom Volke verworfen worden. „Allgemeine Wehrpflicht" ist ein sehr unbestimmter Begriff. Es kann darunter allgemeine Verpflichtung zum Militärdienst verstanden sein oder auch eine stehende Armee. Was aber immer in Australien gemeint war, das Votum ist auf alle Fälle ein antimilitärisches. Das ist um so bemerkenswerter, als Australien, als englisches Besitztum, im Krieg steht. Es wird bei dieser Gelegenheit seine Rowdies und Mörder Ruffians los, was sehr gut für das Land ist. Man hat diese rüden Gesellen in der Dardanellen-Kampagne mit den Hindus und anderem farbigen Kanonenfutter vornehin gestellt und sie haben tüchtig Haare lassen müssen, aber gegen die Türken nicht das mindeste erreicht. Nachdem dieses Kroppzeug abgetan war, hörte die Zufuhr von Streitern für Englands Interesse auf und alles Geschrei der „Patrioten" nach neuem „Menschenmaterial" war vergeblich.

Deshalb versuchte man die Einführung des Zwangsdienstes und es war eine Arbeiter-Regierung, welche das unternahm. An ihrer Spitze steht, Hughes, ein ehemaliger Kohlengräber, jetzt einer der rabiatesten Imperialisten, der den Weltkrieg auch nach Friedensschluß in Form eines Handelskrieges fortgeführt haben will. Seinen Willen brachte er im Parlament nicht durch, aber doch eine Vorlage, welche die Frage einer Volksabstimmung unterwarf, deren Resultat nun vorliegt.

Erfreuliche Ergebnisse.

Zu den erfreulichen Ergebnissen der Wahl gehört die Wiedererwählung des Minoritätsführers James R. Mann von Illinois. Auf seinem Posten hat er sich sehr bewährt und das gleiche darf man von ihm in der Zukunft erwarten. Daß er mit ansehnlicher Mehrheit wieder erwählt wurde, trotzdem gegen ihn ein äußerst bitterer Kampf geführt wurde, beweist, daß die Bürger ihn als hervorragenden Mann zu schätzen wissen.

Da der Bundessenat demokratisch bleibt, wird der berühmte Senator Stone Vorsitzer der Komites für auswärtige Angelegenheiten bleiben. Das ist ein Glück für unser Land, da Herr Stone nicht nur einer der begabtesten Staatsmänner der Gegenwart, sondern auch ein bewährter Friedensfreund ist.

Das ganze Land vernimmt mit Genugtuung die Nachricht von der Wiederwahl von Senator LaFollette von Wisconsin. Senator LaFollette ist einer der unabhängigsten Denker im Lande. In seiner ganzen politischen Karriere hat er nur ein Ziel im Auge gehabt: das Rechte zu tun. Und er hat schwer kämpfen müssen, um seine Siege zu erringen. Dieser letzte Sieg war einer der schwersten. Nichtsdestoweniger focht LaFollette seinen Kampf erfolgreich durch, und dem Bundessenat ist jetzt ein Mitglied erhalten worden, dessen freimütiges und rücksichtsloses Eintreten für Rechtlichkeit und „fair play" den politischen Schacherern beider Parteien im Bundessenat seit einem Dezennium ein Dorn im Fleisch gewesen.

Nicht minder erfreulich ist die Wiederwahl unseres hochgeachteten Bundessenators Gilbert M. Hitchcock. Er wird jetzt Mitglied von weiteren wichtigen Ausschüssen des Senats werden und besonders auch als Mitglied des auswärtigen Komitees seinen ganzen Einfluß aufbieten für ein gerechteres Verhalten Amerikas in dem Weltkriege. Beim Friedensschluß können Männer wie Stone, LaFollette und Hitchcock der Gerechtigkeit von unberechenbarem Nutzen sein.

Hurrah, Deutschland!

Willkommen Schiff vom deutschen Strand,
Du wiederum ein hehres Zeichen,
Daß die vom deutschen Vaterland
Trotz aller Welt ihr Ziel erreichen.

Willkommen deutsche Heldenschar,
Die Ozean und Feind bezwungen,
Die trotz der Briten Flottenmacht
Zu unsrer Küste durchgedrungen.

Ihr hemmt sie nicht die deutsche Kraft,
Könnt deutschen Geist nicht niederzwingen.
Dem Volk, das solche Wunder schafft,
Dem wird und muß der Sieg gelingen.

Georg Giegold.

Eine beredte Klage.

(Eingesandt.)

Unter obigem Titel ging uns folgender Artikel von einem bekannten evang.-luth. Pastor in Nebraska zur Veröffentlichung zu:

Aus der Methodisten Kirche, jener Gemeinschaft, die am eifrigsten für Prohibition arbeitet, und dadurch auch jenes amerikanische Christentum fördert, das den einzelnen Christen darnach beurteilt, was er ißt und trinkt, kommt ein Klageruf, der ein grelles Licht auf die Frömmigkeit der amerikanischen Patentchristen wirft. Ein deutscher Methodistenprediger klagt da seine eigene Kirche an und die ganze amerikanische protestantische Kirche in einer Weise an, daß man sich fragen möchte, wohin dieses amerikanische Christentum treibt, wenn es auf der betretenen Bahn weiter macht? Wir vernehmen die ernsten aber nur zu wahren Worte des deutschen Methodistenpredigers:

„Unsere Kirche, neben anderen protestantischen Kirchen, leidet unter dem Fluch des „Kein, Ein oder Zwei Kindersystems" unseres Landes. Wir haben uns das atheistische Frankreich zum Vorbild genommen. Wir werden überzivilisiert. Frankreich kann sich in diesem Weltkrieg mit all seinen schwarzen und gelben Hilfsmannschaften nicht retten. Das kinderreiche Deutschland obsiegt.

Wo sind unsere kinderreichen Familien, selbst in der deutschen Kirche? Was war das früher eine Lust, in kinderreiche Familien zu kommen. Wir haben tausende von Gemeinden, die keine Sonntagsschule aus ihren eigenen Kindern rekruticren können. Stolz sagen die Alten: Wir hatten vor 25 Jahren an 400 Kinder in der Sonntagsschule, und wehmütig fügen sie bei, und heute haben wir, Alte und Junge gerechnet, noch keine 100 Schüler. Ja, früher gab's Familien mit 8 und 10 und 12 Kindern. Das zählte. Wenn sich heute Nachwuchs einstellt, bekommen's die Mütter und Schwiegermütter notwendig mit Ermahnungen und Vorstellungen, daß die jungen Leute vernünftig sein sollen usw. Ja, waren sie denn unvernünftig?. Wollten sie denn nur auch ein einziges Kind aus ihrer großen Schar ungeboren haben? Auch die Predigersfamilien nehmen ab. Habt einmal die Augen offen und seht, wie wenige Kinder heute in den Pfarrhäusern zu finden sind.

Die katholische Kirche weiß, wo ihre Pflicht und ihre Zukunft liegt. Merkwürdig ist's ja, daß die Zölibaten sich um Kindersegen kümmern sollten. Nichtsdestoweniger sind sie im Recht.

Unserer Kirche und allen anderen protestantischen Kirchengemeinschaften ist gar viel von diesem Mrs. Eddygeist in die Glieder gefahren, und es wird sich dieses bitter in Zukunft rächen. Man sollte denken, unsere sterile, hochintelligente obere Schicht würde nicht soviel über unliebsame Einwanderung zu sagen haben. Bei ihr liegt ihr einziger Erfolg in der Zukunft."

Prohibition und Sterilität sind demnach enge verwandt. Ein Erfolg, auf den die amerikanische Kirche stolz sein kann!

Neutrale Postdampfer.

Wenn man ja bei der jetzigen Unsicherheit und der Diebesmanie John Bulls auch nie garantieren kann, daß die Postsachen auf neutralen Dampfern nicht beschlagnahmt werden, ist es doch immer noch weniger riskant, seine Briefe nach Deutschland und Europa mit neutralen Dampfern mitzusenden. Man verzeichne den Namen des betreffenden Dampfers deutlich auf dem Briefumschlag.

Anfolgend die Abfahrtzeit der nächsten neutralen Dampfer:

Kristianiafjord, Bergen, Samstag, 18. November.

Hellig Olav, Kopenhagen, Donnerstag, 23. November.

Stockholm, Gothenburg, Samstag, 2. Dezember.

Frederik der Achte, Kopenhagen, Dienstag, 5. Dezember.

United States, Kopenhagen, Samstag, 9. Dezember.

Bergensfjord, Bergen, Samstag, 9. Dezember.

Das holländische Kriegsministerium hat die Probefahrten mit den aus Amerika gelieferten Flugzeugen einstellen lassen, weil die Maschinen schon nach zweistündigem Gebrauch versagen. Mit Schundwaren werden wir den Weltmarkt niemals erobern!

Roosevelt und Lodge haben Hughes Hunderttausende von Stimmen gekostet—und keine eingebracht.

Entente-Mächte pumpen Venizelos 5,000,000 Francs—wieder eine schlechte Kapitalanlage.

Die besten und sorgfältigst gepaßten Brillen sind am Ende immer die Billigsten. Besuchen Sie Dr. Weiland, Fremont, Nebr.

Die Stimme Ungarns.

Wie sie in den jüngsten Reichstagssitzungen zum Ausdruck kam.

Anläßlich der jüngsten Sitzungen des ungarischen Reichstags schildert ein Korrespondent die Stimmungen und politischen Verhältnisse in Ungarn wie folgt:

Die Haltung Ungarns während des Weltkrieges hat viele in Erstaunen versetzt, die seine fortwährenden staatsrechtlichen Kämpfe mit seinem Bruderstaate Oesterreich mißdeuteten. Besonders in den Ententeländern hatte man mit einem ungarischen Aufstande, mit einer Selbständigkeitserklärung, mit dem Erwachen der alten anti-habsburgischen Traditionen der Kossuthzeit gerechnet. Indessen schlugen sich die ungarischen Soldaten mit der leidenschaftlichen Tapferkeit ihrer kriegerischen Rasse, hörte man von Verbrüderungen mit Deutschen und Oesterreichern, die früher beide nicht übermäßig im Reiche des heiligen Stefan beliebt waren. Das erklärt sich nicht allein aus einer gewissen Ritterlichkeit der Nation, die nicht im Augenblicke der höchsten Gefahr ihren angestammten König verraten wollte, obwohl dieses Empfinden gewiß dem heroischen Empfinden jenes Volkes nicht fremd war. Es kamen hierzu realpolitische Erwägungen aller Art. Ungarn begriff, daß ein Sieg der Entente auch ein Sieg der Serben und Rumänen sein müßte, und mehr als ein Drittel seiner Bürger gehören zu diesen „Nationalitäten", wie sie dort heißen, denn „Nation" ist bloß der Magyare. Die „Länder der heiligen ungarischen Krone" wären zerfetzt worden, und neben diesen beiden gewaltig vergrößerten Staaten wäre ein Ungarn, beraubt Siebenbürgens, des Banates, seiner südlichen und östlichen Komitate, nur eben ein kleiner Balkanstaat mehr. Von ihnen in Sprache, Rasse, Religion, Geschichte geschieden, in seinen ganzen Beziehungen nach dem Westen gewiesen, wäre ein Ungarn, das in der Entscheidung Oesterreich im Stich gelassen hätte, dann in Westen und Osten von Feinden umgeben und dem Untergange geweiht. Abgeschieden vom österreichischen Kapital und von dem erwarteten verstärkten deutschen Unternehmungsgeist, müßte Ungarn verurteilt bleiben, ein reiner Agrarstaat zu bleiben, von gefährlichen Konkurrenten umgeben und seines natürlichen Absatzgebietes beraubt. Die staatsrechtlichen Kämpfe Ungarns waren im wesentlichen immer politisch, der politische Sinn ist beim Magyaren sehr entwickelt, mehr als bei irgend einem andern Volk. Das Wirtschaftliche trat trotz der Forderungen nach dem „eigenen Zollgebiet", der „selbständigen ungarischen Bank" immer zurück. Der Ungar will sein eigenes Heer, seinen eigenen König in der prunkhaften Ofener Burg, seine Sprache überall, seine Fahne und seine Nationalhymne. Dies war der Sinn seiner Kämpfe, der Widerstand gegen jeden Versuch der Zentralisierung, die Hartnäckigkeit, mit der er allem widerstand, was er unter „Wien" begriff.

Man wird sich noch der gewalttätigen Art erinnern, mit der Graf Tisza durch eine Art von Parlaments-Staatsstreich die Obstruktion zerbrach, von einem gefügigen Präsidenten die Annahme des andauernd obstruierten Wehrgesetzes und einer neuen, die Obstruktion eindämmenden Geschäftsordnung mitten im Lärme einer tobenden Minorität verkünden ließ. Der „eiserne Graf" wurde dafür gehaßt, wie noch nie ein Minister vor ihm. Heute muß man allerdings zugeben, daß ohne jene Armeereform sehr wahrscheinlich die Monarchie den furchtbaren Anforderungen des Weltkrieges nicht so lange hätte Widerstand leisten können. Aber die Opposition sah in ihm den Mann, der Ungarn an die Wiener Hofburg ausgeliefert hatte. Unter „Wiener Hofburg" sind nach ungarischer Auffassung nicht etwa antidynastische Erwägungen zu verstehen; die Zeit, da Ludwig Kossuth auf dem Debrecziner Reichstage den jungen Franz Josef absetzte, ist für alle Ewigkeit eingesargt. Aber das Mißtrauen gegen die Idee des Gesamtreiches blieb, der eifersüchtige Trotz auf die nationale Selbständigkeit, als deren Hüter in Ungarn sich immer die Obstruktion betrachten muß. Denn die Wahlen geben der Regierung stets eine gefügige Mehrheit dank Stimmenkauf, Beeinflussung und Oeffentlichkeit der Stimmabgabe; es ist die Opposition, die als Stimme der Nation gilt. Diese Eigentümlichkeit des ungarischen Lebens, das für den Fremden schwer verständlich ist, ist auch für die Entwicklung des ungarischen Geistes kennzeichnend. Die Opposition sagt dort immer, was die ganze Nation will.

Ihr großer Gegner, der Ministerpräsident Graf Stefan Tisza, gehört zu den interessantesten Gestalten der europäischen Politik. Zäh, hart, ohne Geschmeidigkeit, ganz Wille und Tat, mehr Faust als Kopf, war er der von der Vorsehung bestimmte Mann, die magyarisch-nationalen Bedenken dem Zwange der Weltpolitik zu unterwerfen. Der Magyare ist seiner ganzen Natur nach ein Gegner jeder Großmachtbestrebung, es fürchtet sie, weil er davon eine Sprengung der Gesamtstaatsidee erwartet, die er seit Jahrhunderten bekämpfte. Was sollte auch Ungarn außerhalb seiner gesegneten, fruchtbaren Erde erhoffen? Nirgends außerhalb Ungarns gibt es Magyaren unter fremdem Joch, die zu befreien wären, die Hälfte der Einwohner Ungarns gehören nicht dem allein regierenden Staatsvolk an, eine jede Eroberung würde die künstliche Herrschaft nur erschweren. Was außerhalb Ungarns vorgeht, interessiert den echten Ungar nicht, er kennt es nicht und will es nicht kennen. Für kein anderes Volk auf der Erde war deshalb dieser Krieg so sehr reiner Verteidigungskrieg wie für den Ungarn. Eine jede Erweiterung der Monarchie — durch polnische oder serbische Provinzen — würde den Dualismus, der dem politisch stärkeren und einheitlicheren Ungarn die Vorherrschaft sichert, gefährden. Die Opposition hatte kein Koalitionskabinett durchsetzen können, denn Tisza gab die Zügel nicht aus der Hand und der Wiener Hof mißtraute ihr, nicht ihrem Patriotismus, — denn in der Verteidigung der ungarischen Erde sind alle Parteien einig, — aber ihrer Einsicht. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Partei Karolyi in ihren demokratischen Sympathien durchaus nach Frankreich und England orientiert ist; besonders letzteres ist als das Asyl der ungarischen Freiheitskämpfer im Lande immer beliebt gewesen. Das trat in den letzten Reden und Interpellationen der Parteiführer Hollo, des sehr bemalten Polonyi und des Grafen Karolyi selbst deutlich hervor. Ungarn glaubt in diesem Kriege nichts gewinnen und alles verlieren zu können, und deshalb sucht es den „anständigen Frieden", wie Hollo sagte. Die Schaffung eines „Mitteleuropa", jeder Versuch, Ungarn in einen größeren Staatenverband zu bringen, widersteht dem ungarischen Geiste und Tisza hat hierin, wie auch in den neuen „Ausgleichs"-Verhandlungen mit Oesterreich, allen solchen Versuchen widerstanden. Die Enttäuschungen und Sorgen, die Angst vor einer deutschen „Durchdringung", das Empfinden, daß schwere politische und militärische Fehler geschehen sind, kamen dann in den Reichstagsreden zum Ausdruck. Nach zwei Jahren, in denen man aus der Monarchie nur amtlich gefärbte und zurechtgemachte Berichte hörte, kam auf einmal das Volk zum Wort. Würdig, besorgt, nicht furchtsam: Anklagen, Ankündigung der Verantwortlichkeiten, die für die Zukunft angemeldet werden. Wenn dereinst die Zurückhaltung keine Notwendigkeit mehr sein wird, darf man schwere Kämpfe erwarten. Stefan Tisza ist stark, aber vielleicht nicht stark genug, sie zu bestehen. Einmal, ein einziges Mal hörte man die Stimme Ungarns. Nun umdonnern das schwergeprüfte Land wieder im Norden, Osten, Süden die Kanonen, donnern so laut, daß seine Stimme schweigen muß. Jetzt sprechen nicht mehr seine Abgeordneten, sondern die „Balnas", die tapferen ungarischen Soldaten, sprechen mit Kampfkeule, Gewehr und Handgranate.

Wertvolle Kunstanstalt.

Neues Kunstgewerbemuseum in der schwedischen Stadt Gotenburg.

In Gotenburg, Schwedens bedeutendster Handelsstadt, ist dieser Tage nach langen Vorarbeiten ein stattliches und durch seinen Inhalt sehr bedeutendes Kunstgewerbemuseum eröffnet worden. Es ist aus der hochherzigen Schenkung der Herren Wilhelm und August Röhß hervorgegangen und verfolgt, dem Charakter der Stadt entsprechend, von Hause aus den praktischen Zweck einer Sammlung für den Anschauungsunterricht und ist daher auch reichlich mit Vortrags- und Ausstellungssälen ausgestattet. Ueber den Bau und seine Einrichtung wird gemeldet:

Der neuerrichtete Bau, der ohne unnützen Prunk in gediegenem Stile errichtet ist, umfaßt drei Stockwerke, von denen das oberste dem ausländischen Kunstgewerbe gewidmet ist. Hier ist eine der glänzendsten Abteilungen des Museums aufgestellt: die für chinesische und japanische Kunst. Zwei verschiedenen Expeditionen nach Ostasien ist es gelungen, aus beiden Ländern ganz ausgezeichnete Proben des ostasiatischen Kunstfleißes heimzubringen; zu den merkwürdigsten Stücken gehört u. a. ein chinesisches Mandarinengewand, dessen Rücken mit nicht weniger als 30,000 echten Perlen bestickt ist und das trotz dieser Pracht eine unaufdringliche und echt künstlerische dekorative Wirkung ausübt.

Mit dieser Abteilung wetteifert im Mittelstockwerk die Sammlung von Kunsteinbänden, die ihrem Werte nach unter den Weltsammlungen dieses Gebietes an fünfter Stelle kommt. Hier stößt man auf Kostbarkeiten allerersten Ranges; so sind seit Franz I. sämtliche französischen Könige, Königinnen und Königsmaitressen mit ihren prachtvollen Büchereinbänden vertreten; auch ist es gelungen, neun Bände aus der Büchersammlung der Königin Christine von Schweden zusammenzubringen. Nächst dem Vatikan ist dies die umfänglichste Sammlung von Büchern der Königin. Zu erwähnen sind ferner der große Architektursaal, sowie die ganz hervorragende Sammlung moderner Webekunst. Die stattliche und praktisch eingerichtete große Galerie, in der diese Abteilung aufgestellt ist, ist zu einer Art Pantheon der im modernen Schweden so hoch entwickelten nationalen Webekunst geworden. Die Möbelkunst ist durch eine Reihe geschmackvoller, stilechter Innenräume vertreten. Die Stadt Gotenburg, die in neuerer Zeit überhaupt einen außerordentlich bedeutenden Anteil am schwedischen Kultur- und Bildungsleben genommen hat, hat durch dieses neue Museum eine Sammlung von ungewöhnlichem Werte und zugleich eine neue Anziehung erhalten, die künftig wohl auch manchen Fremden nach der interessanten Stadt locken dürfte.

Etwa 1000 Indianersprachen.

Kenntnis gewisser Grundgesetze kann ihr Studium erleichtern.

Dem Amte der Amerikanischen Ethnologie (Völkeraltertumskunde) vom Smithsonschen Institut gehen merkwürdigerweise noch heute oft Anfragen nach dem „indianischen Wort" für diesen oder jenen Begriff zu. In Wirklichkeit gibt es so etwas wie eine „Indianersprache" in Amerika nicht.

Es gibt jedoch in unserer Zeit an die tausend Indianersprachen in Amerika, und davon entfallen allein etwa 500 auf Nordamerika, nördlich von Mexiko! Daher ist es geradezu unmöglich, „das" indianische Wort zu finden, welches dem betreffenden Begriff entspricht. Man kann den Begriff in der Sprache eines bestimmten indianischen Stammes wiedergeben, und vielleicht auch das nur notdürftig. In den meisten Fällen wohl will der Fragesteller, ohne sich selbst darüber klar zu sein, einfach wissen, wie das betreffende Wort in der Sprache der Sioux, Delawares, Cherokesen, Senecas oder anderer Stämme lautet, welche früher in seiner Nachbarschaft gehaust haben oder noch hausen, resp. der Ausdruck nur eines der Stämme. Selbst manche Weiße, welche etliche Jahre auf der Reservation eines solchen Stammes gelebt haben, verfallen mitunter in den Fehler, von der Sprache, die sie dort gehört, oder von einigen hundert aufgeschnappten Worten als „der" Sprache der Rasse zu reden. Sie sind ungefähr mit jenen biederen Einwanderern im Osten zu vergleichen, welche in New York oder Hoboken dem grünen Fremden gern erzählen, wie man es „in Amerika macht".

Auf der Panama-Pacific-Weltausstellung zu San Francisco wurde von dem obengenannten Bureau auch ein großes Plakat in Gestalt einer Tafel ausgestellt, welche die Zahl und Mannigfaltigkeit indianischer Sprachen nördlich von Mexiko veranschaulichen sollte. Diese Zusammenstellung war nicht einmal vollständig, umfaßt aber 33 große Familiengruppen und 167 verschiedene Stämme. Es zeigten sich da noch mehr und größere Sprachunterschiede, als zwischen den zivilisierten Völkern anderer Erdteile.

Nur ein Wort wurde dabei in verschiedenen indianischen Wiedergaben vorgeführt, nämlich das Wort „Mensch". Jeder der Hunderte Indianerstämme hat dafür eine andere Wendung. So sagt der Cherokese „Yunroi", sein früherer Nachbar vom Creek-Stamme „Isti"; der Algonquin-Delaware sagt „Lenno" oder „Lenape", aber wenn es eine männliche Person ist, wendet er das Wort „In" an; der östliche und der zentrale Eskimo bedienen sich hierfür des Wortes „Inuit", während der Aleute, obwohl ziemlich nahe mit dem Eskimo verwandt, „Aliwut" sagt; der Zuni-Indianer hat für Mensch „Kive", und der Osage sagt „Nikaschiga" usw.

So schwer sind die zahlreichen Indianersprachen zu verzeichnen, daß schon vor längerer Zeit der Amerikanische Anthropologische Verband sich veranlaßt sah, einen Ausschuß zu ernennen, um eine einheitliche Methode für die Aufzeichnung dieser Sprachen auszuarbeiten, welche alsdann maßgebend sein sollte. Nach saurer Arbeit hat dieser Ausschuß einen Bericht erstattet, der jüngst vom Smithsonschen Institut veröffentlicht worden ist und den Titel führt: „Lautliche Verzeichnung indianischer Sprachen". Der Bericht ist sehr beifällig aufgenommen worden, aber sein Wert geht kaum über Fachkreise hinaus.

Man könnte das Studium der indianischen Sprachen, auch bei einer vollständigen Darstellung durch die Schrift, „riesengroß, hoffnungslos" nennen, wenn nicht der glückliche Umstand wäre, daß sie sich immerhin in verwandtschaftliche Gruppen ordnen lassen, und jede Gruppe sich auf gemeinsame Grundgesetze aufbaut. Der berühmte deutsche Sprachforscher Grimm hat sich nicht mit Indianersprachen speziell beschäftigt; aber gewisse Gesetze und Regeln, welche er ermittelt hat, sind für alle Sprachen der Welt anwendbar. So u. a. das Gesetz, daß in allen Sprachen, die mit einander verwandt sind, gewisse Konsonanten in den Worten, die zum Ausdruck desselben Begriffes dienen, allemal einander entsprechen. Darauf beruht beispielsweise die Verwandtschaft von „das", „dat", „that" usw.

In Anwendung dieser Gesetze und Regeln auf die Indianersprachen kann ein Philologe dasselbe Wort in allen Verkleidungen erkennen, soweit dieselbe große Sprachenfamilie in Betracht kommt, auch unter Einbeziehung aller Dialekte. Er hat es nicht nötig, jede einzelne Sprache zu studieren; es genügt für alle wissenschaftlichen Zwecke wenigstens, wenn er die eine oder die andere Sprache näher kennt und die besagten Familiengesetze sich zum Leitfaden dienen läßt.

Zum Schutze Venedigs.

Maßregeln gegen Schädigung der Lagunenstadt durch Fliegerbomben.

Der italienische Korrespondent Luigi Barzini berichtet über die in Venedig getroffenen Schutzvorkehrungen gegen Fliegerbomben:

Wenn man die Hunderte von Geschossen bedenkt, die in den letzten Monaten über Venedig abgeworfen wurden, und den geringen Schaden daneben hält, so muß man wohl gestehen, daß die Schutzvorrichtungen sehr wirksam spielen. Freilich, jede, auch die geringste Schädigung der Lagunenstadt bedeutet einen unersetzlichen Verlust. Neben den wirklich angerichteten gilt es aber auch die vermiedenen Verwüstungen ins Auge zu fassen. Es gilt, den unermeßlichen Schaden zu bedenken, der der Stadt hätte zugefügt werden können, wenn die Angreifer freies Feld gefunden hätten. Nicht immer ist es möglich, die Verluste zu erkennen, die den Feind bei seinen nächtlichen Flügen treffen. Man sieht wohl einmal etwas Brennendes niederstürzen und im Meer verschwinden. Aber es können Monate vergehen, bis man auf Umwegen etwas von gefallenen Fliegern und von vernichteten Aeroplanen vernimmt. So fand in der Nacht des 13. August einer der besten österreichischen Flieger den Tod über Venedig. Ebenso wenig werden alle günstigen Erfolge der Fliegerabwehr bekannt. Hunderte von Menschenleben werden gerettet durch das Alarmzeichen, das die Bevölkerung mahnt, Zuflucht zu suchen. Aber man stellt sich kaum vor, wie viele telephonische, telegraphische und radiographische Posten u. Horchstationen auf dem Meer und an den Ufern erforderlich sind, um Venedig beizeiten „Achtung!" zuzurufen. Nur ein wahres Wunder sorgfältiger Vorbereitung macht es möglich, daß alle Strandbatterien im richtigen Augenblick mit dem Feuer einsetzen, es einstellen und wieder aufnehmen, als ob es sich um die Artillerie eines einzigen von der Kommandobrücke aus geleiteten Kriegsschiffes handelte.

In einer stillen Kammer werden unablässig alle Flüge des Feindes im Kriegsgebiet verfolgt. Von Venedig aus wird jedes österreichische Flugzeug beobachtet, auch wenn es in weitester Ferne schwebt. Es wird eingetragen auf der topographischen Karte; sobald seine Richtung ermittelt ist, tritt auch der Mechanismus der Abwehr in Tätigkeit. Venedig ist dem Angriff aus den Lüften weit mehr ausgesetzt als irgend eine andere Stadt. Der Feind kommt aus der Wüste auf es zu, und aus der Wüste muß er gemeldet werden. Leider ist dies bei Nacht noch unmöglich. Hoffnungen, die in dieser Richtung die Franzosen hegten, haben sich als trügerisch erwiesen. So lange ein Flugzeug bei nächtlicher Fahrt seine Scheinwerfer nicht aufflammen läßt, bietet es kein Ziel, ist es unfaßbar. Das Abwehr-Flugzeug ist in der Finsternis blind und stumm. Auch in England sind alle die großartigen Vorkehrungen zur Verteidigung Londons gegen die Zeppeline bei Nacht wirkungslos; die englischen Flugzeuge müssen die Morgendämmerung abwarten, um die Verfolgung aufzunehmen. Einstweilen wirkt des Nachts nur die Kanone gegen den Aeroplan.

Aber die Kanone genügt nicht. Jedenfalls genügen die schweren Geschütze nicht zum Schutze von Venedig, dessen letzten Pflasterstein man gerne gesichert wüßte. Ihre Leiter und die ausführenden Kräfte verdienen den Dank des Landes. Bis jetzt ist es ihnen gelungen, das glorreiche Erbe der Kunst zu erhalten. Aber für Venedig sollte mehr geschehen. Noch besteht ein Gegensatz zwischen unsern Wünschen und den Möglichkeiten, über die die heutige Kriegskunst verfügt. Von diesem Standpunkt aus begreift man, daß in dieser Stadt eine gewisse Unzufriedenheit herrscht und daß unter den Prokuratien phantastische Pläne ausgeheckt werden. Der eine möchte über San Marco und dem Dogenpalast Metallnetze aufspannen, ein anderer Panzerdächer wie Regenschirme über den Kunstwerken Venedigs einrichten. Und die Väter solcher Gedanken sind vielleicht dieselben, die die Verkleidung der kostbarsten Bauten mit Sandsäcken als übertriebene Aengstlichkeit verlachten. Allein die solche Pläne schmieden, verdienen keinen Spott; in ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Venedig fordern sie vom Fabelreich, was die Wirklichkeit ihnen nicht geben kann.